

WIRTSCHAFT VERTEIDIGUNG DES UNGELIEBTEN

Warum der Kapitalismus beibehalten werden muss

Veröffentlicht am 28.06.2009 | Lesedauer: 11 Minuten

Von Michael Miersch



Protest an einer Mauer in Kempten: Kapitalismus ist allen suspekt, sogar den Kapitalisten

Der Kapitalismus ist ganz von selbst entstanden, ohne intellektuelle Blaupause. Es ist die Wirtschaftsweise, die sich ergibt, wenn man die Menschen einfach machen lässt. Krisen gehören zum Kapitalismus wie das Bauchweh zum Festschmaus. Zehn Argumente zur Beibehaltung des Kapitalismus – und eines dagegen.

Er ist ein Raubtier, verwandelt die Gesellschaft in ein Spielcasino und weckt die niedrigsten Instinkte wie Gier und Profitsucht. Seit die große Krise ausgebrochen ist, wird der freie Markt noch heftiger verdammt als ohnehin üblich. Kapitalismus ist allen suspekt, sogar den Kapitalisten.

Es gibt Tausende von Büchern, die versuchen, ihn zu erklären, oder ihn kritisieren. Aber kein Denker kann ein Urheberrecht anmelden. Der Kapitalismus ist ganz von selbst entstanden, ohne intellektuelle Blaupause. Es ist die Wirtschaftsweise, die sie ergibt, wenn man die Menschen einfach machen lässt. Selbst in sozialistischen Ländern entstanden sofort Schwarzmärkte unter der planwirtschaftlichen Oberfläche.

Krisen gehören zum Kapitalismus wie das Bauchweh zum Festschmaus. Bereits in seinen zartesten Anfängen brachte er Blasen und Crashes hervor. Im 17. Jahrhundert wurde das wirtschaftlich hoch entwickelte Holland von der Tulpenkrise erschüttert, weil man zuvor den Tulpenzwiebeln einen viel zu hohen Wert beigemessen hatte, wodurch es zu einer Spekulationsblase kam. Es folgten die englische Geldkrise, die Hamburger Handelskrise, die englische Eisenbahnkrise und, und, und. Krisen sind schlimm – aber nicht neu. Jeder neue Zyklus beginnt auf einem höheren Wohlstandsniveau. Auch wenn nach Schätzungen die deutschen Privathaushalte gigantische 50 Milliarden Euro eingebüßt haben, so leben die Börsenverlierer und Arbeitslosen von heute dennoch weitaus besser als die Armen, die 1929 vor den Suppenküchen Schlange standen.

Die vernünftige Suche nach einem besseren Ordnungsrahmen wird begleitet von erregten Schuldzuweisungen und ideologischem Antikapitalismus. Ein knappes Drittel der Deutschen meint, dass man es wieder mal mit Sozialismus versuchen sollte. Als hätte die

flexibelste und anpassungsfähigste Wirtschaftsordnung aller Zeiten nichts als Finanzblasen hervorgebracht. Sicher, die Weltwirtschaftskrise macht viele Menschen ärmer. Doch am Ende der Krise werden sie immer noch wohlhabender sein als frühere Generationen. Mehr als zwei Jahrhunderte Wachstum haben das Lebensniveau von immer mehr Menschen so gehoben, dass sie selbst durch eine massive Rezession nicht mehr zurück in die Armut fallen.

Woher dieser komplette Gedächtnisverlust, dieses geschichtslose Starren auf den Moment? Auch in der Krise gilt (frei nach Churchill): Kapitalismus ist die schlechteste aller Wirtschaftsordnungen, außer allen anderen. Hier eine kleine Liste kapitalistischer Errungenschaften, die nicht ganz in Vergessenheit geraten sollten:

1. Kapitalismus ist eine Wohlstandsmaschine

Ende des 19. Jahrhunderts war Schweden ärmer als der Kongo heute, alle Länder der Welt waren nach heutigen Maßstäben Entwicklungsländer, und Hunger war für die meisten Menschen ein vertrauter Zustand. Die kapitalistische Industrialisierung führte nach und nach aus dem ewigen Mangel der feudalen Agrargesellschaften. Und sie gewann an Fahrt. Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (United Nations Development Programms, UNDP) stellte fest, dass in den vergangenen 50 Jahren die weltweite Armut stärker zurückgegangen ist als in den 500 Jahren davor. Zwischen 1984 und 2004 sank die Zahl der Armen nicht nur relativ (also im Verhältnis zur rasant wachsenden Bevölkerung), sondern auch absolut: Die Weltbevölkerung wuchs in dieser Zeit um 1,8 Milliarden Menschen, die Zahl der Armen schrumpfte um 200 Millionen. 1975 waren sechs von zehn Asiaten arm, heute weniger als zwei. 1995 lebten 1,3 Milliarden Menschen in einem Wohlstandsniveau, das die UN „mittlere Lebensverhältnisse“ nennt, 2004 waren es 3,5 Milliarden. Das reale Pro-Kopf-Einkommen stieg seit 1980 im weltweiten Durchschnitt von 5400 auf 8500 Dollar. Regional gibt es jedoch weiterhin große Unterschiede.

2. Kapitalismus schafft Arbeitsplätze

In den vergangenen 100 Jahren hat die Menschheit mehr Wohlstand geschaffen als in den 100.000 Jahren zuvor. Und das nicht durch mehr Arbeit (in der westlichen Welt hat sich die Arbeitszeit im vergangenen Jahrhundert halbiert). Sondern durch immer effizientere Arbeit mithilfe von Maschinen. Dennoch ist das Argument falsch, dass Automatisierung Arbeitsplätze vernichtet. Sie tut es punktuell und kurzfristig in bestimmten Bereichen, doch unterm Strich wächst die Zahl der Arbeitsmöglichkeiten, und es entstehen immer wieder neue Berufe. Selbst viel getadelte „Jobkiller“, wie der Computer oder der automatische Webstuhl im 19. Jahrhundert, führten nicht zu weniger Arbeitsplätzen. Die heutige deutsche Volkswirtschaft ist etwa 40-mal produktiver als vor 200 Jahren. Doch wir haben nicht ein Vierzigstel, sondern mehr Arbeitsplätze als damals, darunter viele, die damals völlig unbekannt waren. Zwischen 1980 und 1990, als die Globalisierung an Fahrt gewann, nahm die Zahl der Menschen, die einen bezahlten Arbeitsplatz haben, weltweit um 800 Millionen zu.

3. Kapitalismus ist gesund

In Deutschland hat sich die Lebenserwartung in den vergangenen eineinhalb Jahrhunderten mehr als verdoppelt. Und nicht nur hierzulande. Im weltweiten Durchschnitt beträgt sie heute 65 Jahre, das ist höher als in Deutschland 1950. Ein Reicher in England wurde um 1870 im Schnitt 17 Jahre älter als ein Armer. Heute beträgt der Unterschied weniger als zwei Jahre. Vor der Industrialisierung starb jedes fünfte Baby vor dem ersten Lebensjahr, heute sind es im weltweiten Durchschnitt weniger als 60 von 1000. Die Säuglingssterblichkeit wurde allein seit 1970 weltweit halbiert.

4. Kapitalismus tut viel für Bildung

Anfang der 70er-Jahre konnte weniger als die Hälfte der Menschheit Lesen und Schreiben, heute sind es fast drei Viertel. Moderner Kapitalismus braucht mehr als fleißige Arbeiter und ein paar Buchhalter. Die Computerisierung vieler Produktionsabläufe erfordert auch in einstmals einfachen Berufen immer mehr Wissen. Waldarbeiter galten noch vor wenigen Jahrzehnten als ungebildete Männer, die bei der Arbeit mehr ihre Arme als ihren Kopf anstrengen müssen. Heute werden die Vollerntemaschinen, mit denen in Finnland Bäume gefällt, geschält und zerteilt werden, von ehemaligen russischen MiG-Piloten bedient. Denn die Kanzel der Forstroboter ähnelt der eines

Flugzeugs. Ähnlich verläuft die Entwicklung in den meisten anderen Berufen. Bildung ist nicht mehr der Luxus einiger Gelehrter, die durch Erbschaft von den Mühen der Arbeit befreit sind. In den erzkapitalistischen USA haben vier Fünftel der Erwachsenen eine weiterführende Schule abgeschlossen, ein Viertel besitzt einen Universitätsabschluss. Die durchschnittliche Dauer der Schul- und Universitätsausbildung beträgt inzwischen 12,3 Jahre.

5. Kapitalismus fördert den Fortschritt

Vor 50 Jahren ärgerte sich der Lastwagenfahrer Malcom McLean über die langen Be- und Endladezeiten in den Häfen. Er erfand das Containersystem, durch das Transporte zwischen Kontinenten um mehr als 90 Prozent billiger wurden. Der Wettbewerb auf dem kapitalistischen Markt fördert den Erfindergeist der Menschen.

Ein Heimcomputer besitzt heute mehr Rechnerkapazität, als vor einem halben Jahrhundert ganzen Staaten zur Verfügung stand. In den Industrieländern verfügen normale Arbeiter heute über Möglichkeiten, von denen einst auch die Reichsten nur träumen konnten, wie Flugreisen und Mobiltelefone.

6. Im Kapitalismus gedeiht die Gleichberechtigung

Kapitalisten suchen Kunden und brauchen Arbeitskräfte. Sie möchten ihre Waren möglichst vielen verkaufen und sind daran interessiert, dass möglichst viele Menschen um Arbeitsplätze konkurrieren, damit die Löhne niedrig bleiben. Diese beiden egoistischen Interessen führen – ganz unabhängig von moralischen Erwägungen – dazu, niemanden auszuschließen. Ob Mann oder Frau, Schwarzer oder Weißer, Jude oder Christ: Alle sind potenzielle Käufer von Produkten, und alle können sich als Arbeiter, Manager, Techniker oder Ingenieur nützlich machen, damit immer bessere Produkte immer schneller hergestellt werden – und das Unternehmen profitiert.

Der Krieg gegen die Sklaverei in Amerika wurde vom kapitalistischen Norden gegen den in semifeudalen Strukturen verharrenden Süden geführt. Juden bekamen in den europäischen Monarchien volle Bürgerrechte erst, als die industrielle Revolution in Fahrt kam. Die Emanzipation der Frauen gewann deutlich an Dynamik, als immer mehr von ihnen in Fabriken arbeiten gingen, besonders während der beiden Weltkriege.

Und was die soziale Gleichheit betrifft, ist es nicht so sicher, dass es um die in anderen Systemen tatsächlich besser bestellt war. Im Feudalismus war der Abstand zwischen Adel und einfachem Volk sehr viel größer als der zwischen Fabrikarbeitern und Unternehmern heute. Denn es war nicht nur das Geld, was die beiden Stände unterschied, sondern eine Vielzahl von Privilegien, die für den Fürsten selbstverständlich, für den Bauern undenkbar waren. Ähnlich verhielt es sich in den sozialistischen Ländern. Die herrschende Funktionärsschicht war nicht nur finanziell bessergestellt. Sie besaß auch für Normalbürger unerreichbare Vergünstigungen: Bessere Ärzte und Krankenhäuser, Sonderläden mit Konsumgütern, die es sonst nirgends gab und Reisemöglichkeiten.

7. Kapitalismus ist der beste Verbündete der Freiheit

Es gab noch nie ein Land, in dem die Bürger von Soldaten gezwungen wurden, auf Adam Smith zu schwören oder kapitalistische Hymnen zu singen (die es gottlob auch nicht gibt). Demokratie ist jedoch keine Voraussetzung für Kapitalismus. Es geht auch ohne, wie das Beispiel China zeigt. Dennoch ist ein gewisses Maß an bürgerlicher Freiheit unumgänglich, damit die wirtschaftliche Freiheit funktionieren kann. Es ist kein Zufall, dass der Kapitalismus zuerst in einer Demokratie aufkam und sich in Demokratien am schnellsten durchsetzte. Der Markt hört auf kein Kommando. Die freie Wahl der Waren weckt Gelüste, auch anderes frei wählen zu dürfen.

Es gab noch nie so viele Demokratien auf der Welt wie heute. 1950 (fünf Jahre nach Gründung der UN) lebte die überwältigende Mehrheit der Menschen noch unter der Herrschaft von Diktatoren, Monarchen oder kolonialen Gouverneuren. Heute gibt es in 120 der 193 Staaten gewählte Regierungen, in diesen Ländern leben beinahe zwei Drittel der Weltbevölkerung. In 85 Ländern existieren sogar vollwertige liberale Demokratien mit allen Grundfreiheiten, die dazugehören.

8. Kapitalismus braucht Frieden

Es gehört zu den festen antikapitalistischen Klischees, dass die wahren Ursachen von Kriegen bei den Interessen der Rüstungsindustrie zu suchen sind. Offensichtlich verschaffen Kriege solchen Konzernen einen willkommenen Nachfrageschub. Doch sie sind nur ein kleiner Teil im Wettbewerb widerstreitender Wirtschaftsinteressen. Die allermeisten Unternehmen haben in Kriegszeiten nur Nachteile, denn sie brauchen zahlungskräftige (und vor allem lebendige) Kunden, und die werden durch Kriege reduziert.

Handel weicht Grenzen auf und trägt zum friedlichen Miteinander der Völker bei, weil er ideologische und religiöse Differenzen ausklammert und das gemeinsame Interesse nach materiellen Verbesserungen in den Vordergrund rückt. Die Zeiten vor dem Kapitalismus waren nicht friedlicher. Die oftmals idealisierten Naturvölker führten – relativ zur ihrer geringen Bevölkerungszahl – Stammeskämpfe mit weitaus mehr Opfern, als in heutigen Kriegen zu beklagen sind.?

Obwohl viele Menschen den Eindruck haben, es sei umgekehrt, wird die Welt derzeit friedlicher. Eine Studie der Universität von British Columbia aus dem Jahr 2005 stellte fest, dass trotz Irak und Afghanistan die Zahl der bewaffneten Konflikte seit den frühen 90er-Jahren um 40 Prozent gesunken ist. Die Zahl der Konflikte, die 1000 und mehr Opfer forderten, sogar um 80 Prozent.

9. Kapitalismus fördert Umweltschutz

Indem der Kapitalismus den Lebensstandard hebt, schürt er automatisch den Wunsch nach einer besseren Umwelt. Untersuchungen der Weltbank ergaben, dass beim Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft Luft und Gewässer zunächst immer schmutziger werden. Doch sobald die Menschen ein gewisses Einkommen erreicht haben, gehen die Bedürfnisse über Wohnung, Essen, Schulbildung und Alterssicherung hinaus. Smog, vergiftete Flüsse und vermüllte Landschaften rücken ins Blickfeld. Das war in Europa und Amerika so und kann heute in Asien beobachtet werden. Steigt der Wohlstand, wird der Zustand der Umwelt zum Thema.

In den entwickelten Industrieländern sind Luft und Gewässer heute weitaus sauberer als vor 100 Jahren. Die Waldfläche nimmt zu, und immer mehr Tierarten kehren zurück. Die größten Umweltprobleme gibt es in armen Ländern. Dort sind die Städte voller Auto- und Industriequalm, die Flüsse verseucht, und der Müll liegt auf den Straßen. Dort werden die Wälder rücksichtslos gerodet und seltene Tiere gewildert.

10. Im Kapitalismus florieren die Künste

Konservative geben oft zähneknirschend zu, dass freie Märkte zu Wohlstand führen. Doch der Kapitalismus sei nur in der Lage, primitive Bedürfnisse zu erfüllen. Er fördere das Profane, den Schund, die seichte Unterhaltung. Dazu ein paar Beispiele aus dem Herzland des Kapitalismus, den Vereinigten Staaten. Die Zahl der Symphonieorchester stieg dort zwischen 1950 und 1997 von 900 auf 1700 an. Die Einnahmen durch Kartenverkauf für Bühnenkunst (Theaterspiele, Opern, Konzerte) stieg von 80 Millionen Dollar in den 20er-Jahren auf neun Milliarden gegen Ende des 20. Jahrhunderts. Die Museumsbesuche nahmen von 200 Millionen (1965) auf 500 Millionen zu. Ebenso rasant stiegen die Anzahl der gedruckten Buchtitel und die Ausgaben der Privathaushalte für Bücher.

11. Kapitalismus macht unglücklich

Freie Märkte führen trotz ihrer Krisen zu mehr Wohlstand. Doch Wohlstand macht nicht glücklich. Tendenziell nimmt das Glücksgefühl sogar ab. In den reichen, entwickelten Ländern ist die Zahl der Schwermütigen und Zukunftsängstlichen wesentlich höher als in armen aufstrebenden Gesellschaften. Denn das subjektive Glücksempfinden funktioniert ein bisschen wie die Börse. Käufer reißen sich nicht um Aktien solider, alter Firmen, sondern erwarten Traumgewinne von Neugründungen. Nicht, was ist, macht glücklich, sondern was wir erhoffen.

Laut einer Gallup-Umfrage aus dem Jahr 2003 blicken nur 13 Prozent der Deutschen mit Optimismus in die Zukunft. China dagegen ist die optimistischste Nation. 54 Prozent der Chinesen glauben, die Zukunft werde besser als die Gegenwart. Je mehr Probleme gelöst sind,

desto schärfer fällt der Blick auf die verbleibenden.

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/104413609>